19. Dezember 1934 — Beilage zum Posener Tageblatt — Nummer 288

In freier Stunde

Sensation in Heiligenburg

(14. Fortsetzung)

Roman von Ernst Klein

„Ich kann Sie morgen nicht begleiten, Baronin. Ich muß dringend nach Wien."

Ihr unwiderstehlicher Blick von unten herauf. „Ist es so dringend, daß ich deshalb zurückstehen muß?"

„Ja!" preßte er durch den Schnurrbart hindurch. „Sie können sich denken . . . Aber Sie haben ja Ihre Mama und meine Schwester!" Er versuchte, sein Arztgesicht zu wahren. „Und keine Bravourstückeln machen — nicht wahr?"

Schwester Sophie war dabei, das Nachttischchen in Ordnung zu bringen. In ihrer Hand klapperte nie ein Teller, klirrte nie ein Löffel. Sie konnte sich unsichtbar machen; sie war dann einfach nicht da.

Irma zog Martin an sich heran. „Was haben Sie, Doktor? Ich — ich — —" Sie wurde rot und sprach doch zu Ende, was sie angefangen hatte: „Ich bin Ihnen und Ihrer Schwester eine gute Freundin — mehr — mehr — —"

„Ich weiß nicht, was Sie sich da einbilden!" In seinem Kopf schlug eine Bahnhofsuhr: In acht Minuten ging der Zug . . . „Ich bin in zwei, drei Tagen wieder zurück. Aber wirklich — —"

Sie ließ den Blick nicht von ihm, während er so daherredete, und ihre dünnen, zarten Finger schlossen sich immer fester um die seinigen. Fast wie eine Umschlingung war es, innig und glutvoll. Dann ließ sie sich in die Kissen zurücksinken, schloß die Augen und flüsterte kaum hörbar: „Auf Wiedersehn!" — —

Christine war bereits am Bahnhof, als Martin anlangte. Viel reden konnte man ja nicht, da der Zug schon auf dem Gleis stand und, wie immer, großes Gedränge herrschte. Aber sie hatte ihm mit der Tasche einen Platz belegt; er brauchte nur einzusteigen.

Zwei Minuten hatte sie zu ihrer Frage: „Martin, was geht vor? Ich habe gestern — ich schwöre dir: ganz zufällig — gehört, was Strobl sagte . . ."

„Strobl —?" Martin starrte sie fassungslos an.

„Martin, ich habe ein Recht, zu wissen, was vorgeht! Ich habe das alles nicht verstanden . . ."

„Einsteigen!" schrillte die Stimme des Schaffners dazwischen.

Martin dankte seinem Schöpfer. Er sprang auf das Trittbrett. „Wenn ich zurückkomme, Christel — alles, alles werde ich dir dann erklären!"

Das kleine, astmathische Lokomotivchen keuchte und stöhnte und zog die alten, ratternden Waggons hinter sich her.

22. Kapitel

Christine war keine schnelle Denkerin. Sie war kein Impulsmensch, wie Irma Atterstein, die aus der Laune einer Minute heraus handelte. Sie mußte sich alles haarscharf überlegen. Die Dinge mußten logisch bei ihr aneinandergereiht werden. Sie wollte das Ende vor sich sehen, wenn sie einen Weg einschlug. So war sie: langsam, schwerfällig in gewissem Sinne, aber von einer Beständigkeit, die dann nicht mehr zu erschüttern war.

Sie ging nach Hause, aß zu Mittag und marschierte dann in den Wald hinauf. Sie war eine tüchtige Fußgängerin und liebte dieses schöne, stille, behaglich in Hügelwellen sich dahinstreckende Land. Sie lief sich gern müde in seinen verträumten Wäldern.

Das tat sie auch an diesem Nachmittag, aber sie kam zurück, ohne sich klargeworden zu sein. Sie begriff nur halbe Dinge. Nicht einmal das: Gefühle, Ahnungen, nur — nichts Verläßliches. Die Geschichte mit dem Sanatorium? Dann gestern Strobls Worte?

Oben in seinem Schreibtisch hatte Martin allerlei Dokumente aufbewahrt. Das wußte sie. Denn seit dem Tode des Vaters hatte er die Schubladen zugesperrt und trug den Schlüssel stets bei sich. Er hatte ihn sogar, seinen schlampigen Gewohnheiten entgegen, nie herumliegen lassen.

Die Lade aufbrechen? Verbrecherische Idee! Ebensowenig dachte sie daran, sich an Strobl zu wenden, der doch die nächste Quelle für jede Aufklärung sein mußte.

Müde, matt, mutlos beinahe, kam sie nach Hause und hatte nur eines —: Sehnsucht nach Richard. Mit ihm konnte sie dann alles besprechen. Er war klar, nüchtern; er sah die Dinge so, wie sie gesehen werden mußten.

Sie kannte nicht den Fluch moderner Menschen —: Schlaflosigkeit; sie war gesund, legte sich ins Bett und schlief. Doch diese Nacht kam sie nicht zur Ruhe. Erst gegen Morgen fiel sie in einen schweren, von allerlei ins Formlose verzerrten Bildern gequälten Schlummer.

Zum Glück hatte sie am anderen Morgen eine verantwortungsvolle Aufgabe vor sich: Sie mußte ins Spital, um Irma Atterstein abzuholen. Das hatte sie versprochen. So war sie Punkt zehn Uhr im Spital.

Die Baronin war schon in größter Aufregung. Die Mama war anwesend und überwachte höchstpersönlich die Vorbereitungen zu dem Transport, der im großen Auto vor sich gehen sollte. Die Gräfin hatte Christine liebgewonnen — wie konnte sie anders? Dieses stattliche, blonde, stets liebenswürdige Mädchen schien ihr die richtige Gefährtin für ihre Tochter. Zum erstenmal in ihrem Leben fühlte sich die Gräfin Sandenberg veranlaßt, über soziale Kastenschranken hinwegzusehen. So hoch schätzte sie Christine Wagenmeister ein.

„Sie sehen angegriffen aus, mein Kind!" meinte sie ehrlich besorgt, als Christine erschien.

Die hatte ein ausweichendes Lächeln. „Ich hab' mir mal den Luxus erlaubt, schlecht zu schlafen. Und wenn ich nicht schlafe, dann bekomm' ich Runzeln und Falten."

Irma sagte nichts. Sie reimte sich eines zum anderen; denn sie konnte schneller, vor allen Dingen schärfer als Christine denken. Aber zu vielen Fragen war keine Gelegenheit: Man fuhr so schnell wie möglich vom Spital fort.

Heiligenburg stand auf der Straße und reckte den Hals, als es den Wagen passieren sah. Alles grüßte. Es war beinahe so etwas wie ein feierlicher Einzug, und daß die Tochter des alten Wagenmeister daran teilnahm, gab der Fahrt in Heiligenburgs Augen besondere Bedeutung. Christine war eines der Mädchen, auf die Heiligenburg stolz war, und es fühlte sich in ihrer Person geehrt.

Christine blieb über Mittag im Schloß, ließ sich dann aber nicht mehr halten. Ihr Bräutigam Richard mußte ja schon zurück sein. Um vier Uhr war Kanzleischluß . . .

Richard Weyer war mit dem ersten Morgenzug zurückgekommen, aber er hatte den ganzen Tag gebraucht, um soviel Mut zusammenzureißen, daß er mit Christine sprechen konnte. Ein bißchen Mut — mehr nicht; ein Kompromiß: Zeit gewinnen . . .

Zu einem Entschluß hatte er sich nicht durchringen können, und er brachte nur schwächlich heraus: „Christine, ich fürchte, ich werde gleich nach Graz übersiedeln und dort bleiben müssen. Eine plötzliche Aenderung — wie so oft im Dienst. Mein Onkel besteht darauf . . ."

Sie sah ihm an, daß er log. Einen Herzschlag lang fühlte sie sich so schwach, daß sie zusammenzubrechen fürchtete. Dieser Schlag war zu hart. Aber sie fiel nicht um — sie blieb gerade und aufrecht stehen, und ihr Blick ging Richard durch Mark und Bein.

Er wagte nicht, ihr in die Nähe zu kommen; denn er wußte: Jede Berührung mit ihr warf ihn aus dem Gleis. Er redete immerzu über die vorteilhafte Zukunftsaussicht, die sich ihm — ihnen — jetzt böte, und daß er bestimmt einen Monat früher in die vierte Rangklasse käme, und wenn die Hochzeit, statt in sechs, in zwei Monaten — —

„Warum willst du fort?" fragte sie. Ihre Stimme klang flach, wie wenn sie diese Frage nur pro forma stellte und von vornherein nicht an seine Antwort glaubte.

In ihm riß der Schmerz alle Schranken nieder, die seine Ahnenreihe errichtet hatte. Er zog Christine an sich und küßte sie. An seiner eigenen Leidenschaft erhitzte er sich — und fühlte doch, daß zum erstenmal die ihrige nicht antwortete. Sie blieb stumm, und beschämt ließ er sie los. Wo war der Mut —?

„Richard," fing sie nach einer Pause an, die er am liebsten im tiefsten Innern der Erde zugebracht hätte, „hast du mit Martin in Wien gesprochen?"

Er zuckte auf, hob die Schultern.

„Warum siehst du mich nicht an?" beharrte sie.

Er, der sich immer überlegen gewähnt hatte, er, Dr. Richard Weyer, künftiger Sektionschef und Minister — auf einmal war er so klein . . . Armselig kam er sich vor. In seinem Kopf begann der Gedanke zu hämmern: Ist sie denn das Opfer nicht wert? „Ich habe mit Martin gesprochen — das heißt: er mit mir."

„Und darum willst du fort?"

„Nein —!" schrie er auf. „Christine, ich schwöre dir —" Es gelang ihm mühevoll, sich zur Ruhe zu zwingen. „Ich — liebe dich . . . Es ist vielleicht nicht modern, so etwas auszusprechen; aber ich — ich kann mir ein Leben ohne dich nicht vorstellen, und deshalb will ich, daß Martin Vertrauen zu mir hat . . ."

Sie wiederholte ihre Frage: „Was hat er mit dir gesprochen?"

Er erkannte endlich, daß sie selber in Unruhe und Qual und Sorge war. „Christine, was geht denn vor? Warum diese Geheimnistuerei?"

„Ich weiß nichts," erwiderte sie. „Eines kommt zum andern, und statt daß ich klarer sehe, wird alles immer dunkler und verwickelter — seit der Vater tot ist . . ."

Er zog die Stirn in Falten. „Was hat denn das mit der Geschichte zu tun, von der Martin sprach?" Er setzte sich heftig nieder, stand wieder auf und blickte seine Braut an, als ob er endlich von ihr eine befriedigende Antwort erwarte. „Christine — —" Er wollte zu ihr hin, aber da sie sich nicht rührte, blieb er auf seinem Platz. „Wir müssen die Wahrheit erfahren, du und ich! Wir müssen wissen, was um uns vorgeht! Wir sind nicht unabhängig wie andere; wir leben in einem Glashaus . . ."

Der Stolz schlug ihr in dunklen Wellen ins Gesicht. „Was müssen wir erfahren?" rief sie mit einer bei ihr ganz ungewohnten Schärfe. „Wovor fürchtest du dich denn?"

„Ich fürchte mich nicht!" Er fühlte, daß er auf gefährliches Terrain gedrängt wurde. Er hatte sich den Verlauf der Unterredung ganz anders vorgestellt, und dieses beklemmende Gefühl der Armseligkeit drückte ihn zusammen. Er hob die Arme, als wolle er etwas Bedeutungsvolles aussprechen, ließ sie jedoch mit dem Ausdruck vollster Ratlosigkeit wieder fallen. Es zeigte sich, daß sich die ganze Energie dieses so klar denkenden, bewußt seinen Weg suchenden jungen Mannes nur in der Erreichung seines Lebenszieles auswirkte. Vor ein großes menschliches Problem gestellt, reichte er nicht aus. —

Das entdeckte Christine in diesem Augenblick: Eine Illusion zerbrach. „Du hast vollkommen recht!" gab sie zurück, und er schaute sie forschend an, um den Sinn ihrer Worte zu erfassen. Ein Lächeln, ganz klein, aber bitter und voll verhaltenen Kummers, verzog ihren Mund. „Wir müssen alles erfahren! Ich werde Martin fragen, wenn er zurückkommt, und dir dann nichts verheimlichen. Nichts!" In plötzlicher Aufwallung des Abschieds nahm sie seinen Kopf in ihre beiden Hände. „Ich habe dich sehr lieb, Richard . . ."

Noch einmal gab sie sich seinen Küssen hin, und er verließ sie, unzufrieden mit sich und der Welt. Schmerz um Christine? Ja! Tausendmal ja! Aber noch größer, demütigender vor allem die Erkenntnis, daß die Angst vor seiner eigenen Feigheit nur zu berechtigt gewesen war. Vergebens, daß er sich vorredete: Ich kann nicht anders . . . Er hatte Christine verloren, weil er es nicht verstand, sie in der ersten großen Daseinskrise zu halten; denn er war einer jener Menschen, bei denen sogar das Gefühl einer leidenschaftlichen Liebe nur durch den Engpaß der Selbstsucht geht. Er machte sich nichts vor: Christine hatte ihn durchschaut und ihm ihre Lippen zum Abschiedskuß überlassen . . .

Das Mädchen ging in den Garten hinunter und sah, daß er trocken dalag und seine Blumen durstig waren. Mechanisch, aus alltäglicher Gewohnheit heraus, füllte sie die Gießkanne aus der Tonne mit dem abgestandenen Wasser und fing an, die Salatbeete zu besprengen. Aber sie war nicht bei der Arbeit: Sie goß ein Beet zweimal . . . Wie formlose Wolken schoben sich ihre Gedanken durcheinander. Doch immer wieder kam das eine zurück: Seit dem Tode des Vaters ist das alles so . . . Martin —? Richard —?

(Fortsetzung folgt)

„O du fröhliche . . .“

Eine Weihnachtsgeschichte von Ludwig Bäte

Johannes Falk, der Weimarische Legationsrat, dachte sinnend über sein Leben nach. Keiner konnte es bequem nennen.

In Danzig war er geboren, sein Vater hatte als Perückenmacher Mühe genug gehabt, die sieben Kinder satt zu kriegen. Aber es war ihm gelungen, seinen Johannes hatten die Stadtväter studieren lassen. Schließlich war der nach Weimar verschlagen worden, wo er sich ein ansehnliches Vermögen und die verständnisvolle Liebe des Herzogs erworben hatte. Aber was hieß in diesen wilden Zeiten, da Napoleons Faust bleiern auf Deutschland lag, Eigentum und Habe!

1806 nach Jena und Auerstädt war es am schlimmsten gewesen. Die Franzosen hielten Weimar besetzt, fünf Häuser brannten, in Tiefurt wurde alles blindwütig zerschlagen. Selbst Goethe kam nur soeben mit dem Leben davon. Und daß er es behielt, dankte er allein seiner kleinen tapferen Frau, mit der er sich dann endlich auch trauen ließ, dankbar für ihre menschliche Treue. Und ebenso hielt die edle Herzogin den Kopf hoch, und wenn das Herzogtum noch bestand, war es ihr Werk; ihrem Mut hatte sich selbst Napoleon gebeugt, der noch kurz vorher gedroht: Ich werde Ihren Mann erledigen.

Freilich war es den Großen noch nicht am schlechtesten ergangen, Wieland hatte sogar eine eigene Leibwache bekommen und war unter Marschall Neys, der ihn sehr liebte, persönlichen Schutz gestellt worden. Schlimmer stand es um das einfache Volk, dem man kaum das Hemd gelassen hatte. Da galt es zuzugreifen, die Hungernden zu speisen, die Durstigen zu tränken und nebenher noch die furchtbaren Steuern zu mildern, die das an und für sich schon bettelarme Land ohne die mindeste Industrie drückten. Gott sei Dank sprach er gewandt französisch und verstand, mit Menschen umzugehen.

1813 war es beinahe noch böser geworden. Die Spanier hatten das Letzte genommen, er selbst war, ohnehin nicht sonderlich widerstandsfähig, schwer krank geworden. Da hatte er seine „Gesellschaft der Freunde in der Not“ gegründet, die Kinder wurden von ihm zum Unterricht gesammelt, er lehrte sie mit Hilfe einiger geduldiger Frauen Spinnen und packte ihr verwildertes, zuchtloses Herz in Sonntagsschule und Abendandacht, dem Manne gleich der in der Schweiz aus gleicher Not sein Werk an den Verlorensten getan, Heinrich Pestalozzi, zu dem Preußen jetzt seine besten Männer sandte, das zerrissene und geschundene Vaterland von innen wieder aufzubauen und mit neuem Geiste anzufüllen.

Nun war wieder Weihnacht geworden und der Krieg seit einem Jahr beendet. Er dachte an seine Kinder, dachte auch an die vier eigenen, die ihm die fürchterliche Zeit genommen. Zu schenken gab es nicht viel, Strümpfe freilich und warme Wämser lagen bereit, und an einigen Sack Aepfeln und Nüssen würde es auch nicht fehlen. Die Freunde halfen, wo sie nur konnten. Der Adel freilich schloß sich wieder ab und feierte seine Redouten und Maskenbälle wie sonst, und auch bei Goethe hatte die alte, vornehm-gemessene Geselligkeit von neuem begonnen. Einer freilich würde anders gedacht haben: Herder, dem er manches für seine Arbeit verdankte. Aber der war lange tot, und das Wort auf seinem Grabstein in der Stadtkirche fror kalt in diese lieblose Welt: „Licht, Liebe, Leben!“ Mochten sie, sie lebten in einer Welt, die sicher schön und fruchtbringend war und dem gedemütigtem Vaterlande neue Ehre brachte. Es war auch wohl nicht leicht, beides zu vereinen, die Kunst und die Not, den über die Sterne gebietenden Geist und das einfache, unwissende Volk. Sie hatten schließlich auch ihr Teil mitbekommen: der Maler Kraus war an den Mißhandlungen gestorben der Frau von Stein hate man das ganze Haus geplündert, der Kanzler von Koppenfeld war beinahe irrsinnig geworden.

Dennoch: es war Friede! Schon vor einem Jahre waren die Verbündeten in Paris eingerückt, Napoleon für immer nach St. eHlena verbannt worden. Er sah ihn vor sich wie er an einem schwerverhangenen Winterabend, den mächtigen Kopf tief in den grünen Pelz gedrückt, durch Weimar fuhr.

Johannes Falk trat ans Klavier. Eine alte, holde Melodie, die man schon seit Jahren in Deutschland auf alle möglichen Texte sang, wollte ihm nicht aus dem Kopf. Sie kam aus Sizilien, und man hörte sie mit den lateinischen Worten: O sanctissima, o piissima manchmal auch in den katholischen Kirchen.

Er spielte die feierlich-fröhliche Weise, leise dazu mitsummend, wie er gerne tat, wenn einmal die Ruhe ganz in sein Herz einkehrte. Und aus unbekannter Tiefe stiegen deutsche Worte auf und flochten sich in das südliche Gerank der Noten, bis es klar vor ihm stand, das weihnachtliche „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit.“

Nebenan lärmten die Kinder. Eines schien seine Gitarre, die fast jedes Weimarer Haus besaß, zu stimmen. Es war ein musik-freudiges Land, das alte Thüringen. Nicht umsonst hatten Bach und Luther und die vielen Kantoren der evangelischen Choräle hier gelebt. In Danzig sang man weniger.

Er trat in den Raum, das immer noch volle Braunhaar leicht zurückgestrichen. Die Kinder standen auf.

Wenige Augenblicke später aber sang sein Lied in die schneedichten Gassen von Weimar, lief von Herd zu Herd, von Stube zu Stube und übertönte sogar die dramatisch-pantomimischen Scharaden, über denen sich die Hofgesellschaft in diesem Winter des Heils spät rokokotändelnd den Kopf zerbrach, die Zeit vergessend, die mit ehernem Schritt heraufkam und nicht vor Palasttüren anhielt, um ein Volk zu erretten, das nicht umsonst durch die Feuer von Leipzig und Waterloo gegangen war.

Büchertisch

Für alle, die zu wenig Geld haben! Ein Mann will ein Paar Schuhe kaufen, die 12 Mark kosten. Er besitzt aber nur 10 Mark in Silbermünzen. So verpfändet er diese und erhält dafür 8 Mark. Den Pfandschein verkauft er um 4 Mark. Nun hat er die nötige Summe von 12 Mark beisammen und kann die Schuhe kaufen? Oder hat die Sache am Ende noch einen Haken? Wir wissen es nicht, aber wir verraten Ihnen hier die Quelle, aus der dieses probate Rezept stammt: nämlich aus dem Büchlein „Harte Nüsse“, von Karl M. Klier, das eben bei der Franckh'schen Verlagshandlung in Stuttgart erschienen ist (Preis 80 Pfg.), in dem es eine Fülle von Rätselspielen, witzigen und originellen Denkaufgaben gibt. Das Büchlein wird Ihnen sicher Spaß machen.

Verblüffende Zauberkunststücke können Sie selbst vorführen nach dem neuen Anleitungsbuch „Zaubern leicht gemacht“, von Ernst Firnholzer. (Es erschien eben bei der Franckh'schen Verlagshandlung, Stuttgart, kartoniert RM. 2.—.) Probieren Sie's nur einmal. Die Sache wird Ihnen viel Spaß machen und erst recht allen, denen Sie Ihre Kunststücke vorführen. Firnholzer zeigt in diesem ernsthaften Lehrbuch lustiger Zaubereien eine Menge Zauberkunststücke, eines verblüffender als das andere und erläutert sie so ausführlich, daß jeder sie leicht lernen kann. Man braucht ja nichts dazu als ein bißchen Geschick im Basteln und Flunkern. Ohne schwierige Uebung und nur mit einfachen, für wenige Pfennige selbst hergestellten Hilfsmitteln lassen sich alle die Kunststücke durchführen. Das Buch hat nämlich auch 119 Photos und Zeichnungen, die ganz deutlich und klar zeigen, wie jeder Trick und jeder Handgriff dabei zu machen ist. Das Buch kostet nur RM. 2.—.

Amerikanisch Schinkenkloppen. Das einfache deutsche Schinkenkloppen kennt wohl jeder. Wie soll nun das amerikanisch anders sein? Sehr einfach: es muß nur wenigstens einer dabei sein, der es nicht kennt. Zur Erklärung wird ihm gesagt, daß die Verschiedenheit einfach darin bestehe, daß zwei Mann gleichzeitig stünden und geschlagen würden. Er selbst macht dann den Anfang und erhält die Schläge dann jedesmal von seinem Nebenmann, so daß es sehr lange dauert, bis er den Sünder

bezeichnen kann, während sein Partner immer recht rasch Ablösung findet.

Wem die Sache Spaß macht, der wird sich freuen, in dem Bändchen „Spiele drinnen und draußen“, von Max Elliesen, das eben bei der Franckh'schen Verlagshandlung, Stuttgart, erscheint, (Preis 80 Pfg.) eine ganze Fülle von Spielen fürs Freie und fürs Zimmer zu finden, die einen feinen Zeitvertreib und gesunde Geschicklichkeitsübungen besonders für die Jugend bilden.

Der fröhliche Feierabend. Ein neues, zeitgemäßes Vortragsbuch, ein Buch, an dem man seine helle Freude haben muß, erscheint eben bei der Franckh'schen Verlagshandlung, Stuttgart. Es heißt „Der fröhliche Feierabend“ (Preis kartoniert RM. 2.80). Peter Poddel hat es so zusammengestellt, daß jeder sich und anderen damit viele heitere Stunden schenken kann. Frisch und derb, bodenständig und kerngesund, das sind die Kennzeichen des hier gesammelten Humors in Vers und Prosa.

Besonders zu begrüßen ist die Sammlung von Dialekthumor aus allen deutschen Gauen im „Fröhlichen Feierabend“. Bayerisch, Sächsisch, Kölsch, Platt, alles ist vertreten. Greift nur zu! Wer aus dieser Truhe schöpft, wird beim Vortrag stets die Lacher für sich haben. Und auch dem verhärteten Griesgram wird der Mund sich zum Schmunzeln verziehen, wenn er im Sorgenstuhl am Ofen in diesem Buch blättert.

Sternbüchlein 1935. Wer sich nicht zufrieden geben mag damit, den großen Bären oder den Orion zu benennen, der findet in dem vom „Kosmos“ (Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart) herausgegebenen Sternbüchlein von Robert Henseling für jeden Monat eine bequem übersichtliche Sternkarte, die alles zeigt und erklärt, was es am nächtlichen Himmel zu sehen gibt: Mond, Sternbilder und Planeten. Gesetze des Sternenlaufs sind erläutert, Anregungen und Anleitungen zum weiteren Sichvertiefen in die Welt der Sterne und der astronomischen Wissenschaft finden sich in reicher Fülle, und immer weiß Henseling alles so zu erzählen und anschaulich zu machen, daß man gewiß keinerlei Vorkenntnisse zu haben braucht, um alles zu verstehen, was das Sternbüchlein berichtet. — Das hübsche Bändchen kostet nur RM. 1.50.

Dein Kopf — dein Charakter! Aufbauend auf den Forschungsergebnissen exakter Wissenschaft lehrt Benzmer in seinem neuen Buch „Dein Kopf — dein Charakter“, das eben bei der Franckh'schen Verlagshandlung, Stuttgart, erscheint (Kartoniert RM. 2.50, in Ganzleinen RM. 3.50) in einer auch für den Laien bequemen und anschaulichen Sprache und in unmittelbar packender und fesselnder Weise, aus Schädel- und Kopfform die Gesichtsbildung, die Mimik, die Rassenzugehörigkeit zu bestimmen und wichtige Schlüsse auf geistige und seelische Eigenschaften, Fähigkeiten, Neigungen und Charakteranlagen zu ziehen.

Wie bist du? Wie sind deine Freunde, Verwandten, Bekannten? Das sind Fragen, die jeden einzelnen aufs brennendste angehen; aber welche Mittel gibt es, um sie zu beantworten? Wir können nicht immer einen Menschen, der irgendwie in unseren Lebenskreis tritt, lange genug zuvor beobachten, wenn es gilt, wichtige Entscheidungen zu treffen; gar oft müssen wir schon nach dem ersten Eindruck uns über die Persönlichkeit, mit der wir zu tun haben, klar werden.

Verwunschene Eilande — irgendwo zwischen den unendlichen Weiten des Ozeans, Meeresinseln, die Brücken oder umkämpfte Vorposten bilden zwischen feindlichen Völkern — ihnen ist das neue Buch von E. G. Erich Lorenz „Inselschicksale“ (Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart, karton. RM. 2.60, in Leinen RM. 3.60) gewidmet. Die Kräfte der Erde, die sich in Erdbeben und Vulkanen oder auch in dem unaufhörlichen Nagen und Wühlen der Wogen zeigen, die Kräfte der Geschichte, die Kräfte und Kämpfe der Menschen, sie bestimmen die Geschicke dieser Inseln eigenwillig, fremdartig und einmalig: Inselschicksale sind Menschenschicksale. Es ist, wie wenn uns der Verfasser im Zauberflug zu den entlegensten Stellen der Erde führen würde, wie wenn da mit einemmal ein Wolkenschleier zerrisse und unter uns erstünde klar und plastisch ein in sich geschlossenes Bild vom Werden und Sein unbekannten Landes. Wir sehen Formosa, die lang umstrittene Insel im Gelben Meer, Santorin, eine unter den 1211 Ring-Eilanden im Aegäischen Meer und hören von ihren seltsamen Schicksalen. Wir sehen Tristan da Cunha einsam aufragen zwischen den Südspitzen von Afrika und Südamerika, sehen fern von allen Schiffslinien, verlassen im Ozean, die Insel Pitcairn, die rätselhafte Osterinsel, lernen die Schicksale der Halligen kennen und Island, die Insel aus Feuer und Eis, besuchen endlich das paradiesische Haiti. Die lebendige Schilderung läßt uns in jedes dieser Inselschicksale tiefe Einblicke tun. Das Buch erweitert in besonderer Weise unsere Vorstellung von Welt, Zeit und Menschen.

Zeitschriften

In Heft 10 des „Kosmos“ wurde mitgeteilt, daß die Bezeichnung Ohrwurm auf einem Aberglauben beruhe, da es ja wohl noch niemand gesehen habe, daß sich ein Ohrwurm in das Ohr eines Menschen verirrte. Daß es dennoch vorkommen kann, beweisen einige Fälle aus der ärztlichen Praxis, von denen wir im (12.) Dezemberheft lesen. —

So bringt der Kosmos, Handweiser für Naturfreunde (vierteljährlich 3 Hefte und ein Buch für nur RM. 1.85, Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart) allerlei Wissenswertes über Dinge, die uns schon immer interessiert haben. Nie trocken und lehrhaft, immer lebendig und fesselnd, schildert er in seinen reichhaltigen, mit vielen Textbildern, Tiefdruck- und Farbtafeln ausgestatteten Heften die Wunder und Geheimnisse der Natur mit ihrer Tier- und Pflanzenwelt, fremde Länder, Völker und Rassen mit ihren Sitten und Gebräuchen — und alles anschaulich und klar, daß man es leicht versteht und gern liest. Das Dezemberheft bringt u. a. weiter: Nimmt der Krebs zu oder ab? Ein Raubritter der Mittelgebirgswälder. Baukünstler unter den Tieren. Die Pflanze der Weihnachts- und Neujahrsbräuche: Die Mistel. Vom Skorbut und dem ihn heilenden Vitamin C.

Weltstimmen. Als im vorigen Jahr das erste größere Werk der 42jährigen Margarete Schiestl-Bentlage erschien, horchte man auf. Und die Novellensammlung „Unter den Eichen“ war das erste Frauenbuch, das die Reichsschrifttumskammer — im Juni 1934 — auf die Liste der Bücher des Monats setzte. Unsere aufs Ursprüngliche, Echte, Ungeschminkte gerichtete Zeit hatte ihre Tore gleichsam weit aufgetan für diese Frau, die durch die Kraft der sinnlichen Anschauung und die packende Darstellung des bodenständigen Volkstums ihrer niedersächsischen Heimat überraschte. Ihr erster Roman, den sie uns vor kurzem schenkte, wird in dem Dezemberheft der „Weltstimmen“ (vierteljährlich 3 Hefte RM. 2.40, Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart) eingehend gewürdigt. Die „Weltstimmen“ sind eine Zeitschrift, die einen zuverlässigen Ueberblick über modernes deutsches und ausländisches Schrifttum geben und eine brauchbare Handhabe in seiner Beurteilung sein will. Die sichere Auswahl des Gebotenen sowie der Stab ihrer Mitarbeiter, die vielfach im literarischen Leben selbst schöpferisch tätig sind, rechtfertigen das Vertrauen, das man einer derartigen Zeitschrift entgegenbringen muß. Sie bietet eine Lektüre, die jedem literarisch Interessierten durchaus zu empfehlen ist. Weiter finden wir Beiträge von K. Blanck über „Die Majorin“ von Ernst Wiechert; von H. Härlin über „Im Lande des Löwen“ von Ch. Kearton; von K. Müno über „Der erfrorene Engel“ von F. Schnack; über „Lüttich — Deutschlands Schicksalsschritt in den Weltkrieg“ von E. Kabisch; „Der Einblick in neue Bücher“ mit seinen scharf geprägten Kurz-Referaten über eine große Anzahl neuester Bücher beschließt das gehaltvolle Heft.

Besuch in einem Harem. Das arabische Wort „Harem“ bedeutet „verbotener Raum“ und bezeichnet das Gemach der Ehefrauen. Als Mohammed im Jahre 632 starb, hinterließ er neun Frauen, und für seine Gläubigen blieb also die Vielehe (Polygamie) erlaubt. Allerdings ist sie immer eine Geldfrage gewesen: ein reicher Mann konnte mehr Frauen unterhalten als ein armer. Als Kemal Pascha, der Reformator der Türkei, 1926 die Einehe (Monogamie) einführte, gab es zahllose Männer, die aus wirtschaftlichen Gründen längst nur eine Gattin hatten. Daß die Aenderung der Ehegesetze in der modernen Türkei einen außerordentlichen Aufwand an juristischer Klugheit erforderte, wird sofort klar, wenn man sich einmal überlegt, daß alle Frauen, die einen Harem verlassen wollen, doch abgefunden und sie und ihre Kinder sichergestellt werden müssen. In der Türkei ist es also mit dem Haremzauber vorbei. Die neueste Nummer (Nr. 50) des Illustrierten Blattes widmet diesen interessanten Uebergangsverhältnissen eine unterhaltende Bildseite. Besonders schöne Bilder weisen auf die „Patenschaften der Nächstenliebe“, eine segensreiche Organisation des Winterhilfswerks, hin. Auf den besonders stark ausgebauten humoristischen Teil sowie eine Reihe sehr hübscher Erzählungen sei besonders hingewiesen. Diese sehr reichhaltige Ausgabe des Illustrierten Blattes ist überall erhältlich.

Fröhliche Ecke

„Kurt, wenn dein Vater jetzt sehen würde, wie du dich in der Schule benimmst, würde er graue Haare bekommen!“

„Da würde er sich aber freuen, Herr Lehrer!“

„Sei nicht so vorlaut! Warum würde er sich denn freuen?“

„Weil er eine Glatze hat, Herr Lehrer!“